

Schwanenfedern

Autor(en): **Hiltbrunner, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **68 (1959)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975408>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWANENFEDERN

Von Hermann Hiltbrunner

Gegen Ende September gab es einige Föhntage nach uraltem Muster. Die Nächte waren klar und windstill, und der schwere Tau lag bis am Mittag auf den Wiesen. Ein nahezu wolkenloser Himmel fasste den See, seine Uferhügel und die beschneiten Vorberge in ein grosses Bild: das feuchtschimmernde Auge des Herbstes hatte sich aufgetan, und alles Dasein gehörte zu diesem Auge.

Als ich die Wiese des Badeplatzes betrat, fand ich sie mit kleinen Federn bestreut. Ein Schwan musste sich hier Deckfedern seines Sommerkleides ausgerupft haben. Sie lagen im kurzgeschnittenen, tauigen Gras und waren selber über und über betaut.

Vor Spinnennetzen, die der Tau sichtbar macht, vor taubeschlagenen Gräsern, aber auch vor herbstbehauchten Früchten, vor Schmetterlingen, Libellen, Blumen — vor allen «Zärtlichkeiten der Natur» verweile ich besonders lange und verliere viel Zeit an solche Dinge — aber ich gewinne. Ich gewinne auch jetzt, knie ins feuchte Gras und betrachte diese gleichmässig gewölbten Federn, deren Wunderwerk sich hier mit einem so flüchtigen Schmuck versehen hat . . .

Wir sprechen von Tau-Perlen. Nie wird eine Perle das Feuer eines Tautropfens erreichen. Tautropfen sind nur der Gestalt nach Perlen, dem Glanz nach sind sie geschliffene Diamanten. Aber wenige Diamanten zeigen so klares «Wasser» und so farbiges «Feuer». Es ist fast hart, solche Feinheit Mineralischem vergleichen zu müssen.

Die Spule dieser Federkiele ist von Flaum umhüllt; ihm ist der Taubeschlag zu schwer; der Flaum ist leicht verpappt. Die festere Fahne jedoch ist wunderbar anzuschauen: Die Tautröpfchen haften in regelmässiger Verteilung an den Strahlen des Schaftes, halten in gleicher Grösse hauptsächlich den Mittelteil der Fahne besetzt, und wenn mein Auge jetzt nicht irrt, so sitzen alle diese Tröpfchen an den Enden der Nebenstrahlen, welche sonst mit ihren Häkchen die Strahlen zusammenhalten. Welches Gesetz der Entsprechung aber verunmöglicht die Bildung grösserer Tropfen, verhindert das Zusammenfliessen mehrerer zu einem einzigen?

Das Licht- und Farbenspiel der eben noch sichtbaren Tautkügelehen erinnert an die Optik von Diamantsplittern. Aber Vergleiche mit Diamantsplittern oder mit Filigran vergröbern nur das Bild. Das ist feinsten Wasserstaub, in dem die Sonne einen Regenbogen erzeugt. Das ist eine kleine opalisierende Zirrus-Wolke im Grase. Das ist nicht mehr als ein Hauch, der in der Kühle sichtbar wird . . .

Da kniet also ein Mensch auf der taunassen Wiese und spielt mit Federchen, die sich ein Schwan ausgerupft hat, während über ihm das festliche Schiff der herbstlichen Erde unbemannt durch den Weltraum fährt. Warum tut er das? Findet er in diesen Kleinigkeiten etwas wie Trost der Natur? Flieht er aus der trüben Welt in eine Welt der Stille und des Friedens? «Verspieltheit», nennen es die Zeitbesessenen (und die schlechten Stilisten). Nun, nicht alle Menschen knien vor Menschen und Menschenmacht. Einige knien vor solchen Natursächelchen. Ist das nicht kindisch? Und sie wagen es noch, dieser Zeit solche Minutiositäten mitzuteilen?

O ja, ich wage es. Eben um dieser Mitteilung willen habe ich etwas länger als sonst auf den Knien gelegen. Denn das Schöne muss man loben, und man muss es mitteilen. Ehe es Menschen gab, gab es die Erde, gab es Föhntage, bildete sich Tau und schlug Tau sich auf Federn nieder, die ein Schwan sich ausgerupft hatte, weil sein Winterkleid zu wachsen begann.

Vergesse ich denn, dass am Ende und am Anfang aller solchen Dinge die Frage steht, ob Schönes nicht allein darum schön sei, weil ein Mensch es sieht? Aber diese Frage macht mir keinen Kummer. Insofern wir da sind, das Schöne sehen und Ehrfurcht lernen, ist sie gelöst. Und dazu fällt mir eine alte Anekdote ein:

Schopenhauer besuchte Goethe und entwickelte ihm das System seiner Philosophie. «Die Sonne», sagte er, «ist nur insofern da, als wir sie sehen; sähen wir sie nicht, so würde sie nicht da sein.» Da unterbrach ihn Goethe, klopfte ihm auf die Schulter und entgegnete: «Nein, mein Lieber, Sie wären nicht da, wenn die Sonne Sie nicht sähe!» . . .

Die betauten Schwanenfedern auf der Wiese sind kein weltgeschichtliches Ereignis, wohl aber sind sie ein Teil jener äonischen Vorgänge und Sachverhalte, die weder gut noch böse, sondern einfach schön sind. Sie nehmen an der Weltgeschichte des Menschen nicht teil. Aber ohne sie würde diese Menschengeschichte entweder nicht sein oder ganz anders verlaufen. Im Erdmittelalter hat sich das Leben die Feder erfunden — wir würden sie gewiss nicht erfunden haben. Ich glaube nicht, dass wir am Beispiel des Insektenfluges hätten fliegen lernen können.

Uebrigens habe ich einige jener Schwanenfedern mit nach Hause genommen. Ich experimentiere mit ihnen. Ich möchte nicht weniger «verspielt» sein als die Natur.